

Interview mit Herrn Dr. Manfred Osten



Dr. Manfred Osten, Jahrgang 1938, studierte von 1959-1964 in Hamburg und München Rechtswissenschaften, Philosophie, Musikwissenschaften und Literaturwissenschaften. Sofort nach dem Erwerb des juristischen Doktors trat er im Jahre 1969 in den Auswärtigen Dienst ein und verbrachten einen Teil der folgenden Jahre als Mitarbeiter an den Auslandsvertretungen der Bundesrepublik Deutschland in Frankreich, Kamerun, im Tschad, in Australien und Japan; von 1976 bis 1980 arbeitete er an der deutschen Botschaft in Budapest. Nach einer Tätigkeit als Leiter der Osteuropaabteilung im Presse- und Informationsdienst der Bundesregierung in den Jahren 1993/94 wechselte er zur Alexander von Humboldt-Stiftung, deren Generalsekretär er seit dem 1. Januar 1995 ist. Seine breit gefächerte wissenschaftliche, künstlerische und administrative Arbeit, mit der er unter anderem auch den Humboldt-Verein Ungarn tatkräftig unterstützte, wurde im März 2002 von der Universität Pécs mit der Verleihung der Ehrendoktorwürde anerkannt.

Einmal Diplomat, immer Diplomat – könnte der Satz sein, der im Rückblick an das Gespräch die Atmosphäre des Treffens charakterisierte: herzlicher Empfang durch einen perfekten Gastgeber; Toleranz und vielleicht teilweise auch Nachsicht bezüglich der Vielzahl von Fragen, gleichzeitig jedoch die unmissverständliche Betonung des eigenen Standpunktes; gründliche Kenntnisse in den verschiedensten Bereichen; klare, wenn auch manchmal vorsichtige, auf jeden Fall jedoch druckfertige Formulierungen. Jeder Satz zeigt, dass die Sprache für den begeisterten Musiker kein Werkzeug, sondern Gegenstand seines Interesses ist, wie u. a. das im Frühjahr dieses Jahres erschienene Buch “Alles veloziferisch oder Goethes Entdeckung der Langsamkeit“ deutlich ausweist.

HN: Herr Osten, in Ihrem Amt als Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung folgten Sie Herrn Heinrich Pfeiffer, der die Geschicke der Stiftung über Jahrzehnte hinweg gelenkt und geprägt hat. Welche Vor- und Nachteile sehen Sie heute, wenn Sie daran denken, den Aufgabenbereich von einer derart determinierenden Persönlichkeit übernommen zu haben? Wie waren Ihnen dabei Ihre Erfahrungen als Diplomat eine Hilfe?

MO: Als ich im Jahr 1995 die Nachfolge von Herrn Pfeiffer antrat, war mir bewusst, dass ich in meinem Amt einem Generalsekretär folgte, der über einen Erfahrungsschatz von über 38 Jahren, ein außergewöhnliches Langzeitgedächtnis und ein phänomenales Personengedächtnis verfügte. Deshalb war es eine besonders hilfreiche Geste von Herrn Pfeiffer, dass er mir immer wieder mit Rat zur Verfügung stand und steht. Hinzu kommt, dass er die Stiftung auch tatkräftig unterstützte im Rahmen des IBZ-Ost-Programms, wo neue Gästehäuser mit Internationalen Begegnungszentren für Gastwissenschaftler mit seiner Hilfe in den neuen Bundesländern errichtet worden sind. Nicht zuletzt ihm ist es zu verdanken, dass die teilweise recht komplizierten Baumaßnahmen erfolgreich abgeschlossen werden konnten. Hierfür sind wir alle ihm sehr dankbar.

Auch hatte Herr Pfeiffer der Stiftung ein Profil gegeben, das der Stiftung den Ehrentitel verschaffte, sie sei der "Rolls Royce" der deutschen auswärtigen Kulturpolitik. Das hing und hängt unter anderem zusammen mit der intensiven Inlands- und Auslandsbetreuung der Stipendiaten, und der Betonung des Prinzips der Exzellenz der Stipendiaten. Hinzu kommt die besondere Bedeutung, die die Stiftung der Netzwerkentwicklung und der Nachhaltigkeit beimisst.

Damit war ein Fundament gelegt für einen kontinuierlichen weiteren Aufbau, unter anderem durch die Weiterentwicklungen im informationstechnischen Bereich. Wir verfügen seit Herbst 2002 über ein on-line-System, das weltweit den über 25.000 Humboldtianern in über 130 Nationen die Möglichkeit eröffnet, direkt miteinander zu kommunizieren.

Auch die anderen, von Herrn Pfeiffer entwickelten Prinzipien sind weiter entwickelt worden. Zum Beispiel das Prinzip der Exzellenz: Mit finanzieller Unterstützung des BMBF konnten wir seit 2001 Exzellenzprogramme entwickeln wie das Wolfgang Paul- und das Kovalewskaja-Preisträger-Programm. Elitewissenschaftler aus dem Ausland – auch aus den USA – erhielten hierdurch die Möglichkeit, eigene Forschergruppen in Deutschland aufzubauen mit modernsten Geräten.

Mit derselben Kontinuität wird festgehalten am Prinzip der Offenheit, am Prinzip der Freiheit des Forschers, seinen Gastgeber und den Ort seiner Forschung in Deutschland frei zu wählen. Nicht vergessen werden soll das von Herrn Pfeiffer formulierte Prinzip, nicht Projekte, sondern Individuen zu fördern.

Was meine Erfahrungen aus früheren Tätigkeiten betrifft, so liegt die Antwort auf der Hand. Wir investieren über 15 % unseres Budgets in die Nachbetreuungsaktivitäten in über 130 Nationen. Wir arbeiten hierbei sehr eng mit den Botschaften zusammen, aber auch mit dem DAAD, den Goethe-Instituten und den Kultur- und Wissenschaftsreferenten der Auslandsvertretungen. Hierbei hat mir sehr geholfen, dass ich in über 25 Jahren im diplomatischen Dienst persönliche Netzwerke entwickeln konnte, auf die ich immer wieder in den vergangenen Jahren für die Alexander von Humboldt-Stiftung zurückgreifen konnte. Besonders trifft dies auf Länder zu, in denen ich mehrere Jahre tätig gewesen bin, also in Frankreich, in Kamerun, im Tschad, in Ungarn, in Australien und in Japan. Japan möchte ich hier besonders hervorheben, denn gemessen an der Zahl der Stipendiaten hat Japan neben den USA für die Stiftung eine besonders hohe Priorität. Hinzu kommt, dass es japanische Humboldtianer waren, die uns beim Aufbau der Stiftung finanziell unterstützt haben.

HN: Ihre Aktivitäten als Essayist und als Musiker sind nicht nur Humboldtianern bekannt. Sie spielen mehrere Instrumente und haben Treffen der Humboldtianer auch musikalisch mitgestaltet. Alexander von Humboldt bezeichnete die Musik ja nun als "calamité sociale". Was ist Ihre Meinung zu dieser Aussage?

MO: Ich glaube, man darf diesen Ausspruch nicht überbewerten, denn es ist unübersehbar, dass Alexander von Humboldt neben den vielen jungen Wissenschaftlern, die er gefördert hat, auch immer wieder Musiker berücksichtigt hat. So zum Beispiel Felix Mendelssohn-Bartholdy, der im Jahre 1828, als Humboldt Präsident der Gesellschaft der Naturforscher und Ärzte war, diesem eine Kantate für Chor, Orchester und Solo widmete. Diese Komposition wollen wir anlässlich des 50. Jahrestages neu beleben. Wir haben das Notenmaterial erstellt, wollen das Werk in Berlin aufführen und eine CD herstellen. Humboldt hat sich auch

eingesetzt für die Aufnahme des jüdischen Komponisten Meyerbeer in den Orden Pour l' Mérite. Das war nicht einfach, da es Widerstand gegen die Aufnahme jüdischer Künstler gab.

Humboldt ist 1845 auch aus Berlin angereist, um mitzuwirken an der Einweihung des Beethoven-Denkmal. Und wir wissen auch, dass er immer wieder eingeladen wurde zu musikalischen Soirées. Es gibt ein Bild, das uns die polnische Humboldt-Familie geschenkt hat, auf dem Humboldt im Palais des Fürsten Radziwil in Berlin zu sehen ist. Humboldt hört dort dem Klavierspiel von Chopin zu.

Im Übrigen glaube ich, dass die Musik auch eine nicht zu vernachlässigende Bedeutung hat für die Humboldt-Stiftung. Es sollte nicht vergessen werden, dass es neben der lingua franca English auch noch die lingua franca der Musik gibt.

HN: Ihr Aufenthalt als Wirtschaftsreferent an der Deutschen Botschaft in Budapest war ja auch von musikalischen Aktivitäten begleitet.

MO: Da meine Frau Musik studiert hat und ich selbst leidenschaftlicher Bratschist bin, haben wir in der Tat häufig Kammermusik mit ungarischen Musikern gespielt, sowohl bei uns zuhause, wie auch an anderen Orten. Dadurch sind Kontakte entstanden, wie z. B. zum Tátrai-Quartett, zu Musikern vom Orchester der Budapester Oper, wo unser Sohn damals auch seinen ersten Cellounterricht durch die Solocellistin erhielt. Ich bin dankbar für diese Freundschaften, in einem Land, das so viele hervorragende Künstler hervor gebracht hat.

HN: Herr Osten, Sie sind seit vielen Jahren Generalsekretär der Alexander von Humboldt-Stiftung, und zwar in recht turbulenten Jahren, wenn wir nur an die Gestaltung des vereinten Europa denken. Uns würde interessieren, ob sich die Stiftung angesichts der Veränderungen neue Aufgaben stellt und welche das sind.

MO: Die Alexander von Humboldt-Stiftung leistet, wie Sie wissen, nun schon seit vielen Jahrzehnten ihren eigenen Beitrag zur Entwicklung einer großen europäischen Wissenschaftsgemeinschaft, die ja ohnehin im Sinne Humboldts gewesen ist. Denn Humboldt war wie kaum ein anderer ein großer Europäer, der mit allen Wissenschaftlern und wissenschaftlichen Institutionen Europas seiner Zeit in Verbindung gestanden hat. Auch die Humboldt-Stiftung verdankt ihre Entstehung einer konzertierten europäischen Initiative: Sie wurde 1860 durch das Zusammenwirken der Londoner Royal Society mit der Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg und dem preußischen Königshaus gegründet.

Wir haben also traditionell eine europäische Ausrichtung und haben uns in diesem Sinne auch zum Beispiel beteiligt am Programm des Stabilitätspakts "Südosteuropa". Wir haben dort unter anderem große Konferenzen organisiert, mit denen es gelungen ist, die Wissenschaftler einst verfeindeter Staaten an einen Tisch zu bringen.

Erwähnt sei auch das sogenannte "Go East"- Programm, mit dem versucht werden soll, dem brain drain aus mittel- und osteuropäischen Staaten entgegenzuwirken, indem jungen Wissenschaftlern zum Ende ihres Forschungsaufenthaltes mit 500 Euro pro Monat über ein Jahr hinweg die Möglichkeit gegeben werden soll, wieder in ihre Heimatländer zurückzukehren.

Auch hat sich die Alexander von Humboldt-Stiftung inzwischen erfolgreich bei der Europäischen Union und beim Bundesministerium für Bildung und Forschung um die

Möglichkeit beworben, als nationale Agentur mitzuwirken bei der Betreuung und Beratung der Mobilitätsprogramme für Nachwuchswissenschaftler im Zusammenhang mit dem 6. Rahmenprogramm der EU.

Erwähnt sei auch die wichtige Rolle Ungarns in der europäischen Humboldt-Familie mit rund 430 Humboldt-Stipendien und dem außerordentlichen Engagement des Humboldt-Vereins Ungarn. Ungarn ist auch hinsichtlich der Humboldt-Preisträger besonders erfolgreich, denn verglichen mit der Bevölkerungszahl ist die Zahl von 12 Preisträgern überdurchschnittlich hoch.

In Zukunft möchten wir auch gern die Zahl junger deutscher Wissenschaftler erhöhen, die im Rahmen eines Forschungsprojektes nach Ungarn gehen. Unter diesem Aspekt wäre es wünschenswert, wenn Ungarn seine eigenen Forschungszentren in Deutschland stärker propagieren würde, um deutschen Wissenschaftlern die Information zu vermitteln, dass Ungarn ein Land ist mit exzellenten Forschungsmöglichkeiten.

HN: Lassen Sie uns den letzten Gedanken etwas konkretisieren. Vor kurzem wurde in Ungarn die Andrassy-Universität als erste und bisher einzige deutschsprachige Universität außerhalb Deutschland seit dem II. Weltkrieg eröffnet. Sicher wäre es in der Anfangsphase wichtig, die Unterstützung aus Deutschland zu erhalten, wobei hier nicht nur die finanzielle Seite gemeint ist. Wäre es zum Beispiel vorstellbar, dass die Alexander von Humboldt-Stiftung ein Stipendium – etwa das erwähnte Feodor-Lynen-Stipendium – für eine Mitarbeit an dieser neuen Bildungsinstitution vergibt?

MO: Für die Alexander von Humboldt-Stiftung ist die Gründung dieser Universität wichtig, da die Andrassy-Universität Möglichkeiten bietet auch zur Vergabe von Stipendien im Bereich der Geisteswissenschaften. Gerade für Bewerbungen im Bereich der Geisteswissenschaften ist ja die deutsche Sprache von großer Bedeutung.

Was das Lynen-Stipendium angeht, so wäre es meiner Ansicht nach durchaus vorstellbar, dass deutsche Wissenschaftler im Rahmen eines Forschungsprojekts für eine Zeit an der Universität tätig werden könnten. Derartige Forschungsmöglichkeiten würden voraussichtlich in erster Linie im Bereich der Geisteswissenschaften liegen.